

Orplid, mein Land.

Roman von Erik Moberg.

(14. Fortsetzung.)

Einmal nur den wählenden Wählern Erfüllung geben, heimlich glühende Begehrung zur Tat werden lassen, zur Offenbarung einer Kunst, die stark und heilig ihre Inerenz füllte.

Und während so ihre Seele seinem Verlangen ferne Wege ging, tauchten ihre und ihres Gatten Augen mit demselben heißen, sieberischen Licht ineinander.

„Wirst du schön sein, Held? Schöner als alle?“

„Und wie aus einem betörenden Traum heraus flüster sie: „Ja — schön sein — ach schön sein!“

Es war wie ein Fieber über sie beide gekommen. Eine schrankenlose Genußsucht.

Der Kreis der Kameraden genigte ihnen bald nicht mehr. Alte und neue Beziehungen führten sie Bersin zu.

Und die Finanzwelt öffnete mit Vergnügen ihre glänzenden Salons dem so vollendeten Typen repräsentierender jungen Paar, das ausserdem noch den guten, alten Namen trug.

Eine besondere Zeit begann — eine tolle Zeit. Sie wogten sich nicht eingeschlossen, sie wollten überhaupt nicht denken — nur genießen wie Liebesgötter, nur genießen.

In Dithers ward der wilde Reichtum der ersten Leutnantsjahre lebendig, wuchs riesig und packte auch Adelheid. Nervös und in ihren Tiefen heimlich aufgewühlt, wie sie seit langem war, konnte sie Dithers leicht werden, sie, die jetzt zwischen seiner Kunst und bezauberndem Genuß schwankte, zu sich hinzureißen.

Mit dem Welt, den sie in lachendem Liebesrausch aus einem Glosse tranken, schlürfte Adelheid seinen tollen Liebesrausch in sich hinein.

Ein Fest jagte das andere. Strapuzas führte Dithers seine schöne Frau hier zu Opern und Konzerten — denn das Feuer ihrer blauen Augen galt jetzt dem Leben, dem Genuß — weit hinter ihr mußte vor dem Blendwerk der Gegenwart die alte Sehnsucht verwehen.

Wetten von Waze und Spigen umhüllten sie, Seide rauchte um ihre herrliche Gestalt, Seide rauchte, griff sie in den billigen, gebetzten Garrettenstücken aus Tannenholz.

Schon war Frau Adelheid! Und sie griff sich dessen.

Jetzt begriff sie wie nie zuvor die Wichtigkeit eines passenden Rahmens für ein Bild.

Ganz heftig wurde ihr vor Beschämung, dachte sie an ihren ersten Gesellschaftsabend in einer Bantiervilla.

Was zu Hause im Regiment noch schick und elegant gewesen, wirkte hier wie ein blühendes Fährchen.

Der Blick ihres Mannes, der so wunderbar mittelbig vergleicht an ihr herabstüßte, brönte sie noch lauter nachher.

Veränderung des Vollkommenen war sie in Dithers Augen zu lesen gewohnt, jetzt stand deutlich darin: „Du fällst ab, mein Kind — hier lang!“ eben nicht.

Für den Moment war ihre ganze Sicherheit durch den einen Blick ins Wankende gekommen.

Das erregte sie nicht. Nur tadeltolte Toilette gibt die Liebeslegenheit des Aufstretens, das tödliche Siegesbewußtsein der schönen Frau.

Sie nahm sich vor, an dem Tag sofort Stoffe zu kaufen, eine Nähmaschine zu mieten und in den Morgenstunden — Hans-Gebhard mußte sie dann eben mit Mine spazieren gehen — nach den ausgestellten Modellen mit Hilfe einer geschulten Hausfrau selbst selbst gestülpte zu arbeiten. Denn diese Wunderwerke fertig taufen oder gar bei ihren Schöpfern nach Maß bestellen — nein, kein Gedanke — Toilettenschulden machte sie nicht.

Für unsehbarer Geschmad und ihre ganze geliebte Geschicklichkeit wühlten eben zu ganz besonderer Produktivität hinaufgeschoben werden.

Am andern Morgen wachte Dithers hier, bevor er zum Dienst mußte. Er sah auf dem Ranke ihres Bettes und hielt ein Zettelchen in der Hand.

„Was willst du denn?“ fragte sie schlaftrunken und langte nach dem blättrigen Papier. Die Namen erlosener Konfektionsfirmen fanden darauf. „Eine Rechnung? Ich habe nichts bestellt.“

„Nein, aber wir wollen's jetzt gemeinsam tun.“ Er griff nach einem kleinen Merkzettel auf dem Nachtisch. „Lass sehen — — —“

„Ja, Dithers, manchmal denke ich, wir sind ein paar Kinder, die verdönerweise einen Kahn losgemacht haben und nun mit dem ins Unbekannte dahinfahren.“

Seine Stirn rötete sich etwas. Nachdenklich drehte er das Zettelchen um den Finger.

Sie nahm es ihm fort.

„Was das hören Sie doch? Was hören können Sie noch?“

„Quälen Sie mich nicht ewig, Menginst!“ Ich will, ich darf, ich kann nicht beständig auf den alten Ton mit Ihnen kommen. Sagen Sie mir lieber, was Sie mit Ihrer Stimme angefangen haben!“

„Ich bin noch einmal in die Schule gegangen.“

„Bei wem?“ fragte sie gespannt.

„Das ist mein Geheimnis.“

„Sagen Sie's mir! Ich bitte Sie!“

„Was könnte es Ihnen noch nützen, Frau von Lochnitz?“

„Sagen Sie's mir“, drängte Adelheid, ganz heiß und rot. „Es ist da etwas in Ihrem Ton, das wird mir keine Ruhe lassen — ich muß es wissen! Ich muß es können, Menginst!“

„Können? Sie? Adelheid von Lochnitz?“ Er spottete. „Aber dann glänze es in seinen Augen auf. War sie doch noch zu retten? Ach Menginst!“ Er war's schließlich müde. Dieses ewige Hin und Her — bald war sie die liebende Gattin, tortierte Offiziersdame, bald glühende Kämpferin — er hatte die Geschichte satt.

Sie beobachtete sein wechselndes Mienspiel, las endlich die Verneinung.

„Menginst!“

„Ihre Augen brannten — haie — Da sagte er doch, was er hatte verschwiegen wollen.“

„Fragen Sie in der R-Strasse nach Nummer 10a, vier Treppen, rechts. Emilio Godotti. Doppelhaus. Nummer 10b wohnt ich.“

Hans — Gebhard hatte wieder mit Nina ausgehen müssen, denn seine Mama kam jetzt fast immer erst, nachdem er gegessen und sich dann auf Großmutter's breitem Sofa zum Mittagesschen wie ein junges Sünderlein setzte.

„Ihr laßt Euch fast gar nicht mehr sehen, Adelheid“, klagte Frau von Lochnitz. „Ich kenne doch aus meinen ersten Ehejahren auch Gefelligkeit, aber was Ihr in diesen acht Wochen geleistet habt, das ist wirklich übertrieben.“

Sie musterte die elegante Erscheinung ihrer Schwiegermutter, Schmerzer Stoff, tadeltreue Stief. Ein nagelneues Kostüm! Und wenn sie sich bewegte, tauchte es von selbst in Linienführung.

„Wieder ein neues Kleid“, sagte sie kopfschüttelnd. „Du mußt viel verbrauchen, Adelheid!“

„Dithers wünscht, daß ich mich gut kleide.“

„Das glaub ich gern — wenn er's nur auch bezahlen kann.“

„Gott, Mutter, solange ich verheiratet bin, hab' ich mich fast alles selbst geschneidert. Für diese paar Monate etwas Mehrausgabe ist doch nicht schlimm.“

Die alte Frau schwieg bestümmert. Sie war voller Besorgnis.

Wie die beiden jetzt lebten, das war schon keine Ehe mehr. Keinen Haushalt, kein Kind bei sich! Sie beherrschte Hans — Gebhard ja von Herzen gern, aber sie begriff doch nicht, wie die Eltern sich so spielend leicht von ihm trennten. Dithers sah ihm tagelang nicht, und Adelheid kam auch nur wie aus Pflichtgefühl schnell einmal heraufgelaufen.

„Aber ich habe wir in Bremen nicht weniger gebraucht“, sagte Adelheid ihrer Verteidigung noch hinzu.

„Ihr — kommt nicht aus!“

Frau von Lochnitz öffnete schreienstoll die Augen.

Adelheid zuckte die Achseln. Dieselbe Frage wie von Malde.

„Lieber Gott, Mutter, wie sollte das denn möglich sein! Wir lebten dort doch auch in der Gesellschaft. Daraus ergibt sich ein natürlich nicht luxuriöser, aber doch anständiger Haushalt. Na — und so anderes mehr.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein unerhörtes Fall von Mißhandlung eines Dienstmädchens hat jetzt einige gerichtliche Sühne gefunden. Wegen fortgesetzter brutalen Mißhandlung ihres Dienstmädchens verurteilte die Strafkammer in Breslau die Apothekersfrau Hedwig Thiel, die schon wegen Mißhandlung eines anderen Dienstmädchens mit 50 Mark Geldstrafe verurteilt ist, zu drei Monaten Gefängnis und 250 Mark Geldstrafe. Die 18jährige Tochter der Apothekersfrau wurde wegen Beihilfe zu 60 Mark Geldstrafe verurteilt. Die Anzeige war von der Leitung des Wenzel-Hantel'schen Krankenhauses erstattet worden, in dem das Mädchen schließlich untergebracht werden mußte. Nach der Schilderung des Hospitalarztes war das Mädchen in einem wahrhaft bedauernden Zustand in das Krankenhaus gekommen. Raum eine Stelle am ganzen Körper war unversehrt, der ganze Körper war mit Striemen bedeckt und braun und blau geschlagen. Die Augen waren so verquollen, daß sie zur Unterscheidung mit Instrumenten geöffnet werden mußten. Die Heilung hat längere Zeit in Anspruch genommen.

Der Gesamtbetrag des in Mexiko angelegten englischen Kapitals ist etwa \$46,085,000.

Das tapferere Herz.

NAMME von Theodor Schutter.

„Ja, ja“, nickte seine alte Mutter. „Du hast gut gewählt, mein Junge. Das gibt mal eine echte Soldatentou — sie hat ein tapferes Herz. Ich glaube, sie verläßt Dich nicht im Unglück.“

„Mutter, was sprichst Du da?“ Der junge Offizier lachte übermütig auf. „Unglück —? Bei uns? Schon mal hier, Mutter, sehe ich denn nicht was Leben selber aus? Was soll's da für Unglück geben! Et, ei, wer will immer so schwarz leben!“

Aber die Mutter schüttelte den Kopf und strich zärtlich über seine blonde, kurzgeschneitene Haare. „Tue ich nicht, Kadi, bestimme nicht! Aber weicht Du, die Jugend denkt allemal, wenn's ans Heiraten geht, spielen alle Geigen im Himmel bis ans Lebensende — Kommt dann aber mal so'n kleines Unglück, stehen sie hilflos und erschrecken wie die Kinder und meinen, nur ihnen allein ginge es schlecht! Aber Deine Braut, die Eva, legt bestimmt dann nicht die Hände in den Schoß und jammert — die packt zu — soll's mal sehen, ich habe recht!“

„Na, ich kann' auch keine zimperliche Puppe gebrauchen. Ich will eine Mutter haben, für frumme, feste Jungens!“ meinte er freigeheiter.

„Was glaubst Du wohl, wie mich die Kameraden um meine stattliche Braut beneiden!“

Aber auch Eva wurde von ihren Freundinnen im stillen um den Brautigam beneidet. Als der Hochzeitstag kam, waren sie alle in die Kirche gekommen, um den schmucken Brautigam zu sehen, der ihnen in der blühenden Uniform mit den blinkenden Knöpfen noch begehrtlicher erschien. Ja, so einen hätte jede genommen. Dem lachte ja das gute Herz aus den Augen. Was würde es Eva gut haben — immer nur Freude — nie eine Sorge!

Doch Eva dachte nicht an vergleichenden, nur das Leben zu genießen, sich alle Freuden zu gönnen. Heute war ihr Hochzeitstag, von heute ab wollte sie fest und treu zu dem Mann an ihrer Seite halten. Sie wollte ihm das Leben bereichern, so ihre Liebe in Taten umsetzen, das Schicksal sich im Herzen, als sie am Altar stand.

Die Jahre gingen hin, wie ein goldener Sommertag, der alle Freuden zur Freude reifen läßt.

Rudolf's Mutter war gestorben. Aber sie hatte noch die drei Buben aus der Taufe gehoben und hatte sie mit stolzer Freude zu echten, strammen Soldatenkindern heranwachsen gesehen. Wilde Jungens waren es, voll sprühenden Lebens, voll toverlangenden Kräfte. Da war es schon gut, daß Eva keine zimperliche Puppe mit schwachen Nerven war, sie hätte die Buben nicht bändigen können.

Nun war Rudolf Hauptmann geworden. Seine Vorgesetzten schätzten ihn und prophezeiten ihm eine gute Laufbahn. Das Glück blieb treu zur Seite. Eva hatte ihren Schicksal erhalten — sie war eine treue Mutter und Gattin, die in unermüdlicher Freude ihre Liebe hingab.

Aber da kam ein Tag, an dem das Schicksal sagte: Es ist genug des Guten! Und mit horrer Frost fürchtete es mit einem Schlag das friedliche Glück.

Noch früh morgens war der Hauptmann frohgemut in die Kaserne zum Reiterunterricht gegangen. Und schon zwei Stunden später brachte man ihn auf der Bahre heim. Die beiden Beine waren gebrochen. Das Pferd war gestürzt und gestürzt, ihn unter sich festhaltend.

Gentle, schwere Wochen kamen für Eva. Sie fand nicht Zeit, zu jammern und zu klagen. Die Pflege ihres Mannes erforderte alle ihre Kräfte.

„Wir bringen ihn schon mit dem Leben davon“, meinte der Arzt. „Aber solch tapferen und weiden Händen muß es ja werden — aber —“ er hielt inne, er zögerte, das letzte, schmerzlich vernichtende Wort auszusprechen.

Eva schaute ihn an, doch gefasst mit ihren guten Augen. „Ich weiß —“ nickte sie traurig. „Wird der Lausbachn ist es aus! Wie soll ich es ihm aber beibringen — wie ihm die letzte Hoffnung rauben —?“ Ihre Augen füllten sich mit Tränen, ihr Schien das Herz zu brechen. Zum ersten Mal verließ sie der Mut.

Als Rudolf die ganze Tragweite seines schrecklichen Geschicks erfaßt hatte, war für ihn das Leben wertlos geworden. Harte, bittere Stunden kamen für sie, als sie die Verzweiflung ihres Mannes sah, ohne ihm helfen zu können.

„Du was noch leben!“ höhnte er. „Ein Krüppel bin ich. Unnütz für alle! Eine Last für Dich — eine Qual für die Kinder! Warum bin ich nicht gleich gestorben?“ Schlimme Verwünschungen flücht er gegen das Schicksal aus, das ihn so niedergeboren hatte.

„Woh! hatte er das Bett verlassen, doch ziellos blieb er an den Krankenstuhl gefesselt, denn seine Beine konnten ihn nicht mehr stützen. Eva war ja schon aufgegeben, ihn so weit

wieder gesund zu haben, aber der Hand auf einmal die Sorge und lässliche Beal vor der Tat. Anfangs begriff sie das gar nicht. Waren auch ihre Ansprüche an das Leben nie groß gewesen, so hatte doch das Erbteil stets ausgiebig gereicht, um alle Bedürfnisse zu decken. Jetzt an einmal fehlte es an allen Ecken. Das Krankentager hatte unfürsamen Verschlangenen, die Hauptmannspension war schmal.

„Was tun —? Wo Rai holen? Schloßlose Nächte voll heimlicher Kämpfe und schwerer Tränen kamen für sie. Zum ersten Mal ließ sie ihren Mann nicht teilnehmen an dem, was sie quälte und verfolgte. Sie zeigte am Tag immer die gütige, freundliche Biene, die er und die Kinder an ihr gewohnt waren. So suchte sie ihm alles fernzuhalten, was seiner Verzweiflung neue Nahrung gab. Heimlich verkaufte sie, was ihr überflüssig schien, aber was war das gegen die immer aufspringendere Not? Die kleinen Bildchen an den Wänden, die sie in ihrer Mädchenzeit gemalt hatte, schienen ihr als Letztes auch nötig, zu verkaufen. Aber sie gauderte. Sie wußte, es waren alles nur geringe Leistungen. Sie hatte früher die Verwandten und Freunde mit verglichen beschenkt und erkrant, dazu waren sie gut gewesen — doch zum Verkauf anzubieten, schien ihr alles zu niedrig.

Schüchtern und scheu ging sie damit zu ihrem früheren Lehrer, ihn um Rat zu fragen. Er sah die Angst und die Sorge in den Augen der jungen Frau. Bedächtig strich er sich den Bart. Er wollte helfen. Gewiß, hier war die Not groß, aber er wagte ihr doch auch keine unnützen Hoffnungen zu machen. „Im Anfang gibt es immer mehr Fehlschläge —“ sagte er trübend. „Aber malen Sie mir einige Häuser und Schachzettel. Ich werde selbst in die Geschäfte gehen, die mir verpflichtet sind.“

Da war, als ob lauter Regen auf des Ackerland gefallen wäre, so grünten und sprohnten Hoffnungen und neue Freuden in Evas Herzen.

Mit Eifer und Fleiß sah sie zu Hause und malte die niedlichen Sächchen, die sie früher zum Zeitvertreib verfertigt hatte.

Verwundert, auch ein bißchen griesgrämig schaute ihr Mann dem Treibe zu. „Du was machst Du eigentlich?“ fragte er.

„Tante Marias Geburtstag ist doch bald — und die anderen alle — bedenke — ich muß noch viel nachholen in den Geschenken.“ Stotterte sie verlegen ihre Rüge.

Er schüttelte nur den Kopf. Doch die Langeweile trieb ihn zum Zusehen, und so begann er unbewußt von Tag zu Tag mehr Zeitnahme zu bezeugen. „Male doch nicht immer die ewigen Blumen — male doch mal ein Hundestöpf — oder Pferde —“ gab er endlich Ratsschläge.

„Ich kann nicht, ich habe keine Vorlagen —“

„Marte mal, vielleicht bringe ich etwas zustande.“ Er griff nach dem Bleistift und begann zu verzeichnen. Die Schweißperlen reigten ihn, und da sie, mit heimlicher Abficht, die Bierbilder umgeschickt malte, begann er zu malen. „Male Du den Rastan fertig,“ schlug sie ihm da vor. „Ich will unterdessen mal in der Küche nachsehen, was unsere Suppe macht.“ So begann er denn zu malen, um ihr einen Gefallen zu tun, wie er glaubte. Aber seine Gedanken wurden von der körperlichen Gebrechlichkeit abgelenkt, seine Phantasie war gewendet, der Geist suchte neue Nahrung.

Als sie die neuen Arbeiten dem Lehrer brachte, schaute er erfreut auf und meinte, erleichtert aufatmend: „Gott Lob, mal etwas anderes! Jetzt sind Sie im richtigen Fahrwasser, nun kann ich Ihnen christlichen Verdienst versprechen. Nur mehr dergleichen. Das bringt Geld!“

Evas Mann mußte noch Malkunsten nehmen. „Tue es für mich“ bat sie schmeichelnd. „Du siehst, ich muß für die Buben stützen und nähen, und habe wenig Zeit übrig.“ So ließ er sich herbeden, und gewährt gar nicht, wie sie immer weniger und weniger malte, bis er schließlich der alleinige Arbeiter war.

Da kam sie eines Tages an seinem Krankenstuhl und schüttelte ihn lachend eine Menge Goldstücke in den Schoß. Verdutzt schaute er auf. „Die Pension ist doch noch gar nicht fällig? Was ist das für Geld? Hast Du gewonnen —? Was für Geld?“ fragte er neugierig.

„Selbstverdientes Geld!“ lachte sie wieder. „Das ist der Lohn Deines Fleißes, Deiner Arbeit!“

„Ich — wie?“ Er begriff immer noch nicht.

„Deine Malereien sind alle verkauft!“

„Da wurde er rot bis unter die Haarwurzeln. „Verkauf! Ich verdiente Geld! Bin ich nicht mehr unnütz —?“ Seine Stimme bebte.

„Wer hat denn gesagt, daß Du je unnütz warst?“

Und nun durchschaute er auch ihre List, eine große Beschämung kam über ihn. „Eva, Eva, was für ein trauriger Held bin ich gewesen! Ich habe die Pflicht vergessen, als der Kampf begann — so ließ ich Dich im

Unsere Schnittmuster-Offerte.

Jedes Muster 15 Cents.

Nachtrag für Anaben, No. 5863.




Polonaise haben sich auch für Schulknaben als praktischer Nachtrag erwiesen, da sie sich leicht herstellen und waschen lassen, und ihre Art breitet dem kleinen Knaben im Gefühl des Ernackens die Beranigen. Reversierte Baumwollgewebe, Madras oder Gombrie sind alle gute Stoffe zur Herstellung solcher Anabenge. Für kleine Anaben wählt man die flache gemusterte und gestreifte Seide, die

ist der schmale Kragen, mit an den Schultern aufladbenden Ecken. Statt eingeklebter Kermel und der schmale Gürtel sind weitere Merkmale der Schneiderkunst. Auf der Seite läßt sie sich aus Flanel oder Popeline fertigeren und mit Spigen oder Seidenreizen verzieren. Ein ausnehmendes Merkmal des Schnitts wird der kleine Besatz. Gestrichelt werden zur Herstellung für mittlere Größe 2 Yard Material bei 36 Zoll Breite. Vorrätig ist das Muster in fünf Größen, 34—42.

Man mit einseitigen Befestigungen versehen, oder umgekehrt garnirt man glatte Stoffe mit hübschen, gemusterten Geweben. Wer sie leichter ausstatten will, der findet unter den Seidenstoffen schöne neue Gewebe, die sich zum Besatz eignen. Gebraucht werden für einen 8jährigen Knaben 3/4 Yd. Material bei 36 Zoll Breite. Vorrätig ist das Schnittmuster in 5 Größen: 4—12.

Befestigungs-Anweisungen:

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schide dem Coupon nebst 15 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribune Pattern Dept

Der „Omaha Tribune“ Coupon.

Ich wünsche Muster No.

..... Zoll Brust- oder Taillenummaß.

(Größe bei Kindermaßen.)

Name

No. Straße

..... Stadt

Stich in der Not — erschwerte Dir gar noch das Leben — und wie sprachte ich zu meiner Mutter —! Eva, sie kannte Dich besser — als ich Dich!“

Er nahm ihre Hände und küßte sie, und dann brach ein glückliches Leuchten aus seinen Augen. „Gott, nun weiß ich, wie ein tapferes Herz ausschaut —! Geh mal vor den Spiegel, dann siehst Du es! Doch komm hint wieder und gib mir einen Kuß!“ hat er voll tiefer Liebe und Zärtlichkeit. „Aber“, er drohte leise mit dem Finger. „Heimlichstein gibt es nun nicht mehr — und Geburtstagsgebühren mölen wir nummer!“

Da umschlang sie ihn und schmeigte ihre Wange an die seine. Nun ist er unser wertvollstes Glück da — nun halten wir es fest — für unsere Kinder!“

Zur Geschichte des Zahnstochers.

Der Zahnstocher, den man in jüngster Zeit aus ästhetischen Gründen von der Tafel fernhält, findet zum ersten Male seine Erwähnung in den Briefen des griechischen Schriftstellers Atthyrus, der, um 200 v. Chr. lebend, freilich mit fremdem Raibe gepflegt haben soll. „Nach dem Wohl“, heißt es hier, „reinihte der eine mit einem Zahnstocher das Fortzige, das von den Nahrungsmitteln in den Zähnen hängen blieb; der andere legte sich sorglos hin und zog es vor, zu schlafen, anstatt sich um die Maßigkeit zu kümmern.“ Der griechische Geschichtsschreiber Diodorus aus Sizilien, ein Zeitgenosse des Kaisers Augustus, berichtet uns, daß ein Pyramus von Syrakus mit einem vergifteten Zahnstocher ums Leben gebracht worden ist. Nach ihm hat Martial das mehr und mehr in Aufnahme kommende Instrument unter dem Namen „Cantacus“ nicht weniger als viermal vermerkt.

Wir müssen danach ein paar Jahrhunderte überspringen und uns in die Epoche der mit peinigender Kreuzesfolgten mittelalterlichen „Zischzucht“ verweisen, um den Zahnstocher in der Dichtung dieser Zeit aus neu zu entdecken. Im „Parzival“ findet sich die Stelle: „Sitzten genstürzen laß“ in seiner neueren Bedeutung taucht der „Zahnstocher“ wohl erst in einem lateinisch-deutschen Lexikon aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, von Martin Rinkius verfaßt, auf. Aber im Drama Schatepairs finden wir von „Zoothvit“ bereits völlig heimisch. So gibt es eine Stelle im „Wintermärchen“, wo jemand einem

Zahnstocher ansehen will, daß sein Träger ein vornehmer Mann ist.

Zu der Renaissance schenkt das Kunstgewerbe dem Zahnstocher und dem Glatz, das für seine Aufbewahrung dient, ein erhebliches Interesse. Der berühmte holländische Kunstschraffer von Philipp Heimbacher, im Berliner Kunstgewerbemuseum ausgestellt —! Geh mal vor den Spiegel, dann siehst Du es! Doch komm hint wieder und gib mir einen Kuß!“ hat er voll tiefer Liebe und Zärtlichkeit. „Aber“, er drohte leise mit dem Finger. „Heimlichstein gibt es nun nicht mehr — und Geburtstagsgebühren mölen wir nummer!“

Da umschlang sie ihn und schmeigte ihre Wange an die seine. Nun ist er unser wertvollstes Glück da — nun halten wir es fest — für unsere Kinder!“

Kriegshunde.

Kriegshunde waren schon im Altertum bekannt. Es ist nachgewiesen worden, daß die griechischen und römischen Heere Krieger- und Spähthunde mit sich führten und sie im Kampfe sowohl wie auch zu Kundschafsbüden benutzten. Dem „Feuerträger“ der Spartaner eilte stets ein Hund voraus, das durch reges Bellen die Anwesenheit des Feindes verriet. Bei den römischen Truppen wurden Hunde vornehmlich zum Nachschaffen benutzt, was einst Cäsar's wassersamkeit das römische Kapitoll rettete die Wachsamkeit von 50 asiatischen Hunden Korinth, und in seinen Kriegshunden hatte Philipp von Macedonien treueste Bundesgenossen.

Der Heeren der Kelten, Zimbren und Teutonen eilten gewöhnlich Laufende von Hund voraus, die, auf den Mann dreist, wenn nie, derrißen, der ihnen in den Weg kam. Als Artia mit seiner noch Hunderttausenden zählenden hunnischen Verbänden durch die Alpenländer zog, loten viele Hundstuden regelmäßig den Nachschaffdienst. Auch Karl V. führte auf seinem Zuge gegen Rom ein ganzes Heer von Kriegshunden mit sich, und in den Schlachten bei Sempach und Moorgarten leisteten Kriegshunde von Schweizern sehr wertvolle Dienste.

Als das gefährliche Unkraut indog auf Viehvegetation gibt in diesem Lande der Ritterstern, zumal es sich sehr rasch verbreitet.

Nach statistischem Material der Lebensversicherungen sind 57 Prozent mehr Junggefallen als Ehemänner, solange sie in den zwanzig Jahren hind; 119 Prozent mehr in den Dreißigern und 185 Prozent in den Vierzigern.